

tischen Dialog mit dem Werk und der Rezeption Hölderlins zu treten, kann Robergs Sammelband nur nachdrücklich empfohlen werden.

Sebastian Hartwig

Bernhard F. Scholz: *Emblem und Emblempoetik. Historische und Systematische Studien*, Berlin (Erich Schmidt) 2002 (= Wuppertaler Schriften; Bd. 3). 421 Seiten.

Der Titel der Arbeit verbirgt, was der Autor seinen Lesern sogleich offenherzig eingesteht: Bei der Studie des ausgewiesenen Emblematik-Kenners Bernhard F. Scholz handelt es sich um eine Zusammenstellung von »Arbeiten zur Poetik des Emblems«, die »während der letzten drei Jahrzehnte geschrieben« wurden (11). Manches ist an dieser Stelle erstmals veröffentlicht, manches erstmals übersetzt, vieles überarbeitet oder wiederveröffentlicht, und dies alles in einer Form, die auf das Verhältnis zwischen der vorliegenden Textfassung und den teils älteren, teils unveröffentlichten Überlegungen nicht transparent ist; was von ihnen an welcher Stelle Eingang in den Band gefunden hat, bleibt jedenfalls einigermaßen im Dunkel, sieht man davon ab, dass die Bibliographie rund 35 Arbeiten aus der Feder des Autors verzeichnet (403-406), deren früheste auf das Jahr 1982 datiert. Dass die ambitionierte Arbeit auf diesem Weg die Hypothek mitführt, nicht nur punktuell auch die aktuellere Forschung berücksichtigen zu müssen, liegt auf der Hand.

Dabei spiegelt die Studie zunächst die eigentümliche Situation zumindest der deutschen Emblematik-Forschung wider. Wer sich wie Scholz auf das Feld historischer und systematischer Forschung begibt, hat es unweigerlich mit der magistralen, erstmals 1964 und inzwischen in der dritten Auflage erschienenen Arbeit Albrecht Schönes über *Emblematik und Drama im Zeitalter des Barock* zu tun; sie bildet, noch vor den nicht weniger forschungsleitenden Studien von Mario Praz (*Studies in Seventeenth Century Imagery*) und William S. Heckscher/Karl-August Wirth (*Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte*), geradezu einen unablässigen Erregungsgegenstand der Studie, deren nicht immer diskrete affektive Grundierung aus der Überzeugung resultiert, dass sich »die germanistische Emblemforschung der letzten vier Jahrzehnte [...] weitgehend im Rahmen der von Schöne vorgeschlagenen Terminologie« (277, vgl. 13) bewegt habe – eine Terminologie, die nach Scholz' Auffassung in ihrem langwährenden Erklärungs- und Definitionsmonopol in Frage gestellt werden muss, weil »Vorarbeiten zum Problem der metatheoretischen Voraussetzungen der frühmodernen Poetik« (12) gänzlich fehlen. In der Tat besetzt Scholz mit der gut zwei Drittel seines umfangreichen Bandes ausmachenden Rekonstruktion der »wissenschaftsgeschichtlichen und wissenschaftstheoretischen [...] Kontexte« (11) der Emblempoetik ein bislang unterrepräsentiertes Feld in der Emblematik-Forschung. Vor allem im historischen Teil der Arbeit (43-245) schlägt die Studie insofern einen eigenen methodologischen Weg ein, als sie – jenseits der an Schöne und anderen monier-

ten a-historischen Reflexion über die medialen, semiotischen oder gattungsförmigen Implikationen des Emblems (vgl. 43) – zunächst für eine Historisierung plädiert, die weniger das Emblem, als seine »Protopoetik« (52) und damit die genuin frühmodernen Prämissen seiner diskursiven Erzeugung aufsucht. Statt einer wie immer referentialisierten Gattungsbestimmung verlegt Scholz die Begriffsbildung in die vorgängigen »historischen Ermöglichungsgründe dieser literarischen Gattung« (41) – und das heißt: in die rhetorisch-topischen Formen der Gegenstandserzeugung und die »Demonstrations- und Definitionsverfahren«, mit der »die Poetik der Renaissance und des Barock bei der Begriffsbestimmung literarischer Gattungen im Allgemeinen und des Emblems im Besonderen« (45) verfahren ist. Scholz weist diese »radikale Alterität« (234) des frühneuzeitlichen Diskurses an seinen unterschiedlichen Sollbruchstellen nach: zunächst am »topischen Grundriß der frühmodernen Poetik« (43 ff.), die die Gattungskontur des Emblems noch von einer möglichst vollständigen Explikation glaubwürdiger und durch die Autorität der Überlieferung beglaubigter Gesichtspunkte – etwa der aristotelischen *causa*-Lehre – her gewinnt; dann am ebenfalls topisch-inventorischen Verfahren, mit dem die im 16. Jahrhundert traditionslose Emblemepoetik sich selbst einen Ursprung in Form eines gattungsbegründenden, gleichwohl nicht »intentionalistischen« (175) »Autors« – Andrea Alciato als »emblematum pater et princeps« (145 ff.) – gibt; schließlich an der vielfältig auslegbaren »Leib-Seele-Metapher« (55, 215 ff.), mit der die poetologischen Diskurse seit Paolo Giovios *Dialogo dell'Imprese* (1555) die mediale Eigenart des Emblems in immer anderen Referentialisierungen des metaphorischen Sinngehalts zu erfassen suchen. Letztlich handelt es sich in allen Fällen um die Bearbeitung eines poetologischen Kernproblems, das sich der Frühen Neuzeit immer dort stellt, wo formale Innovationen in einen rhetorisch regulierten Reflexionsdiskurs eingearbeitet werden müssen, dessen rigide Traditionsverpflichtung Innovationen gerade ausschließt. Als traditionsloser »synmedialer« (Rüdiger Zymner) Zeichenkomplex jedenfalls fehlt dem Emblem jene Verankerung in den topischen Klassifikationssystemen, über die andere Gattungen in dem Maße immer schon verfügen, wie sie ihre poetologische Legitimität über Rückverweise auf exemplarische Autoren oder einen durch Nachahmung (*imitatio*) geschlossenen Überlieferungszusammenhang herstellen. Auch das Emblem trägt sich in die »topischen Argumentationsmuster« (236) der frühneuzeitlichen Poetik ein, muss aber eine Legitimationsbasis errichten, die ihm als poetologische Neuschöpfung eigentlich fehlt. So konstruiert der Diskurs mit Alciato einen »auctor« gerade dort, wo »kein klassischer auctor bekannt ist« (57), und so wird die Emblemepoetik von der Leib-Seele-Metaphorik durchzogen, weil sie »die Möglichkeit einer Anbindung des poetologischen Redens über das Emblem an den dominanten theoretischen Diskurs bot« (223).

Bereits an dieser Stelle wird man – gerade angesichts des bislang Geleisteten – fragen dürfen, was Scholz' weitläufige und philologisch präzise, passagenweise von einer gewissen erudierten Umständlichkeit (vgl. 148 ff.) allerdings nicht ganz freie Rekonstruktion eigentlich erhellt. So zutreffend und methodisch gewinnbringend es ist, die Begriffsbildung in das topische Formationssystem der früh-

neuzeitlichen Poetik zu verlegen, so sehr wird das Ausgangsproblem von der Explikation der »Topica Universalis« (302) überlagert, so dass die topische Erzeugtheit des Emblems letztlich einer generalisierten diskursiven Grammatik geschuldet zu sein scheint, in der die Emblematisik lediglich *einen*, kaum sonderlich spezifischen Anwendungsfall bildet. Dass poetische Gegenstände auf autoritative Beglaubigungssysteme bezogen werden, dass sie ihre Legitimität an exemplarischen Vorbildern und ihrer imitierenden Reproduktion erweisen, dass sie sich in Genealogien eintragen, die – unter Beachtung rhetorisch-typologischer Argumentationsregeln – die Faktizität des Behaupteten hinter die sprachliche Anreicherung von Überzeugungskraft zurücktreten lassen – dies alles gilt auch für andere poetische »materien« (Opitz), die sich den gleichen inventorischen Konstruktionsregeln verdanken.

Im Durchgang durch diese Modellrekonstruktion der frühneuzeitlichen Topik beschleicht den Leser daher allmählich der Eindruck, dass über der Studie eine gewisse, vom kompilatorischen Charakter des Textes womöglich mitverursachte Verspätung liegt. Der Impetus, mit dem Scholz die »radikale Alterität« des frühmodernen Literaturbegriffs gegen eine »unreflektierte Teilnahme an einer anderen [d.i. modernen, Anm. d. Verf.] Interpretationsgemeinschaft« (41) ausspielt, erst recht die Unterstellung, die Literaturwissenschaft leide an einer nur »dürftigen Kenntnis der zeitgenössischen Verfahrens- und Darstellungsweisen« (45), errichtet das Gespenst einer Frühneuezeitforschung, die es so, in dieser diskurs-historisch unschuldigen Form, nicht mehr gibt. Längst, seit immerhin vier Jahrzehnten, ist die Frühneuezeitforschung keine Filiale goethezeitlicher Präsuppositionen mehr, mit deren Hilfe die germanistische »Interpretationsgemeinschaft« sich im Blick auf die vormodernen Verhältnisse noch immer laufender Kategorienfehler schuldig machte. Bezeichnenderweise fehlen in Scholz' Studie, die nicht zuletzt eine an Foucault orientierte, im Begriff der »Urheberinstanz« allerdings leicht missverständliche Klärung des Status der frühneuzeitlichen Autorschaft enthält (vgl. 145 ff.), all jene Arbeiten (Wilfried Barner: *Barockrhetorik*, Joachim Dyck: *Ticht-Kunst*, Ludwig Fischer: *Gebundene Rede*, Manfred Beetz: *Rhetorische Logik*), die seit Beginn der 1960er Jahre in maßgeblicher Weise die rhetorisch-topischen Voraussetzungssysteme der frühneuzeitlichen Poetik erhellt haben.

So ruhen die Erwartungen primär auf dem zweiten, systematischen Teil (247-367), der seinen Rückhalt einmal mehr in einer massiven Kritik der bisherigen Emblematisik-Forschung findet. Insbesondere an den Arbeiten Albrecht Schönes und seines Entwurfs eines emblematischen »Idealtyps« (249, 282 ff.) werden »gravierende historische und begriffliche Mängel« (13) moniert, die nach Scholz' Überzeugung dort zum Ausdruck kommen, wo Schöne der emblematischen Form ein ontologisches »Verhältnis zur Wirklichkeit« (249) unterstellt. Statt dieses unbefragt vorausgesetzten »Wirklichkeitscharakters des im emblematischen Bilde Dargestellten« (Schöne) und einer über »eine (einzige) Konjunktion von Merkmalen« (286) gewonnene Gattungsdefinition setzt Scholz auf unterschiedliche *Perspektiven* möglicher Definitionen, in die nicht zuletzt die im historischen Teil gewonnen Einsichten eingehen. Auf diesem Weg hat es der Leser

anstelle einer Definition, die den »Variantenreichtum« (286) der Gattung aufgrund eines kriteriell zu eng gefassten Merkmalkanons verfehlen muss, mit einer Reihe methodologisch je anders perspektivierter Begriffsbildungen zu tun, die sich – neben einer grundsätzlichen Substitution des vermeintlich ontologischen Bildgehalts durch einen semantisch-pragmatisch fundierten »Anspruch auf Referentialisierbarkeit« (256) – an der von Harald Fricke getroffenen Unterscheidung zwischen »Genre« und »Textsorte« (272) orientiert: Als Textsorte im Sinne »eines systematischen Ordnungsbegriffs« (272) folgt das Emblem einem vierfachen Ebenmodell, das »vom abstrakten Textsubstrat ›Maxime‹ zur bimedialen bzw. synmedialen Oberflächengestalt« (293) führt; als Genre im Sinne einer »historisch begrenzten Institution« (299) gewinnt das Emblem seine Gattungsidentität hingegen durch historisch je unterschiedliche Merkmalerwartungen, »die bei einem bestimmten Lesepublikum [...] hinsichtlich der relevanten Merkmale einer Textsorte« (ebd.) bestehen. Insbesondere der Genreaspekt scheint methodisch aussichtsreich, weil er die Begriffsbildung einmal mehr historisiert und an eine Analyse der unterschiedlichen Horizonte ihrer kulturgeschichtlichen Sinngebung verweist. In ihr fließen historische Rezeptionsbedingungen (etwa Rekonstruktionen der Publikumsstruktur und der sozialen Trägerschaft) mit wissenschaftsgeschichtlichen Kontexten zusammen, die dem Emblem jenseits einer überhistorischen Gattungsdefinition immer schon vorausgehen und seine Identität in einen immer anders zu rekonstruierenden kulturhistorischen Sinn- und Wahrnehmungshorizont überstellen. Mag sich in Scholz' heuristischem Bemühen, das Problem der systematischen Gattungsdefinition um die Erschließung der historischen Begriffsbildungssysteme des 16. und 17. Jahrhunderts zu erweitern, letztlich die kardinale Frage nach ihrer methodologischen Vermittlung tendenziell verflüchtigt haben – in welchem Verhältnis stehen historische Semantik und wissenschaftliche Begriffsbildung eigentlich? –, so sind die Impulse für eine *historische Poetologie der Emblemik* – sieht man von der unzeitgemäßen Polemik gegen die vermeintliche »Musterplantage« (Conrad Wiedemann) der Frühneuzeitforschung ab – doch beträchtlich. Sie wird sich unter den von Scholz erarbeiteten Prämissen und nach den semiotischen bzw. medienwissenschaftlichen Konjunkturen der Emblemforschung wieder mit guten Gründen auf sozial-, rezeptions- und wissenschaftsgeschichtliche Fragestellungen besinnen müssen.

Ingo Stöckmann

Joseph P. Strelka: *Exil, Gegenexil und Pseudoexil in der Literatur*, Tübingen, Basel (A. Francke) 2003 (= Edition Patmos; Bd. 8). 172 Seiten.

Joseph P. Strelka hat bereits zwei Monographien dem Schaffen von Künstlern im Exil gewidmet: *Exilliteratur* (1983) und *Des Odysseus Nachfahren: Österrei-*